Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 56 (1952-1953)
Heft: 10

Artikel: Ruhiges Wochenende in Red Bank
Autor: Baerlocher, Adèle
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667338

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Eine grosse Umwälzung verursachte 1850 die Erfindung des Schlittschuhs, der ganz aus Metall und ohne Riemenbefestigung war. Fünfzehn Jahre später brachte dann der amerikanische Berufseisläufer Haines den Europäern den auf die Sohle aufgeschraubten Schlittschuh.

Der Kunstlauf auf dem Eise blieb auffallend lange in den Kinderschuhen stecken. 1890 fanden im damaligen St. Petersburg die ersten internationalen Eislaufwettbewerbe statt, und ebendort wurde sechs Jahre später die erste Weltmeisterschaft im Kunstlaufen ausgetragen. Anfänglich beteiligten sich lediglich Männer an den Eiswettbewerben. Die erste Damenmeisterschaft wurde 1906 in Davos ausgetragen, ist also noch kein halbes Jahrhundert alt.

Dr. Müller-Hitz

Ruhiges Wochenende in Red Bank

Für den, der seine allererste Woche in New York verbringt, bedeutet die Stadt Entzücken und Albdruck zugleich; Entzücken wegen ihrer grossartigen Anlage, ihrer überwältigenden Schaufenster in der Fifth Avenue, ihrer «grünen Lunge» (dem Central Park), und wegen tausend und abertausend Dingen mehr. Albdruck wegen ihres Lärms, ihres Tempos, wegen des nie stoppenden Stroms ihres Verkehrs und der für den Anfänger bestehenden Schwierigkeiten der Sprache. Auch wer sein eventuelles Oxford-Englisch zu Hause gelassen hat und sich dessen bedient, was er für amerikanisch hält, wird vorerst einige Mühe haben, zu verstehen und sich verständlich zu machen.

All das bringt es mit sich, dass man nach den ersten Tagen halb traumwandlerisch herumgeht, nachts Mühe hat, einzuschlafen und morgens noch mehr Mühe, wach zu werden; denn auch Nerven soliderer Konstruktion sind den vielen Strapazen, so angenehm sie sich teilweise auch präsentieren, nicht gewachsen.

«Kommt doch übers Wochenende nach Red Bank», schlug unser Freund Fletcher vor, als er uns nach etwa fünf Tagen im oben beschriebenen Zustand antraf. Wir sassen in seinem winzigen Büro — eigentlich nur ein Glaskäfig, eingeschachtelt in ein überdimensioniertes Hauptoffice — dessen mit Neonlicht beglitzerte Wände unsern übermüdeten Augen wehtaten. Trotzdem wir uns im 23. Stockwerk befanden, drang das Summen des Verkehrs und das grelle Hupen der hysterischen Taxis der Fifth Avenue bis zu uns herauf.

«Red Bank ist ruhig, friedlich, still» lockte unser Freund weiter, «ein Stündchen Bahnfahrt, ein halbes Stündchen im Auto, und ihr landet im reizendsten idyllischsten Hotel von New Jersey, direkt am Meer. Ihr werdet am Montag wie neugeboren nach New York zurückkommen.»

Ursprünglich hatten Martin und ich zwar beschlossen, an diesem Wochenende 24 Stunden durchzuschlafen, allein zu essen — bis jetzt hatten das unsere amerikanischen Freunde in ihrer überströmenden Gastfreundschaft nicht zugelassen und uns sozusagen von Hand zu Hand weitergegeben — und einmal nicht bis 2 Uhr morgens in einer Show zu sitzen. Fletchers Anpreisung seiner heimatlichen Gefilde aber betörte uns restlos. Wir waren ihm innerlich dankbar, dass er uns nicht sein eigenes Gastzimmer angeboten hatte, da wir bereits Bekanntschaft mit seinen hemmungslos lärmenden Kindern und seiner sympathischen, aber für europäische Begriffe erzieherisch vollständig versagenden Frau gemacht hatten. Ein Aufenthalt in seinem hübschen, weissgestrichenen, aber von den donnernden Schritten und dem dröhnenden Gelächter seiner Bewohner widerhallenden Haus hätte uns bestimmt den Rest gegeben. Wir entschieden uns daher sofort ohne Zögern für das «Molly-Pitcher-Hotel».

Der Zug führte uns am Samstagnachmittag nach New Jersey hinaus. Von der Bahn aus glichen sich die einzelnen Ortschaften fast wie ein Ei dem andern: ein kleines, weisses Bahnhofgebäude; hinter ihm eine Autostrasse, die ins Zentrum führte; in der Nähe eine Garage mit Tankstelle. Zwischen grünen Bäumen sah man ferne Dächer blinken.

Red Bank erkannten wir daran, dass Fletcher in seiner ganzen Länge neben dem Bahnhof stand, ihm zur Seite sein fast ebensolanger, aber erst

dreizehnjähriger Sohn Richard. Sie luden uns in ihren Wagen, und nach einem kleinen Streit, wer steuern dürfe, und der natürlich zugunsten Richards entschieden wurde, fuhren wir los. Wer sich die Umgebung von New York als eine öde Steinwüste oder als traurige Proletariervorstadt vorstellt, der staunt immer wieder über die reizvolle, parkähnliche Landschaft. Auch Red Bank gehört zu den vielen Siedlungen, die in baumbestandenen Anlagen liegen. Keine trennenden Hecken oder Zäune stören den Uebergang von einer Besitzung zur andern; alle Häuser, so verschiedenen Stiles sie sind, scheinen daher im selben grünen Areal zu ruhen. Ihre Bewohner wissen nichts von misstrauischem Abgesperrtsein gegen den Nachbarn.

Unser Auto liess dieses Wohnquartier bald hinter sich, fuhr durch die Main Street, die sämtliche Läden, Drugstores und Kinos des Ortes enthält und wenig Charakter aufweist, und bog schliesslich zum Meer ab. Kurz darauf hielten wir beim Hotel. Es hatte seinen Namen einer tapferen Frau zu verdanken, die in den Kriegen gegen die Südstaaten den eigenen durstigen Truppen Wasser bis in die vordersten Linien in einem Krug («pitcher» genannt) zutrug. Um sie auszuzeichnen, erhielt sie den ehrenvollen Beinamen «Molly Pitcher». Der kleine glasierte Tonkrug war über dem Eingang des Hotels eingemeisselt; er prangte auch als Wahrzeichen auf allen seinen Menus und Prospekten.

Das Gasthaus selbst war wahrhaft bezaubernd mit seiner grossen Halle zu ebener Erde, mit dem Speisesaal, dessen Fenster sich gegen den Strand öffneten, mit den lustigen Schlafzimmern, deren Betten die hohen Pfosten und netzartigen Betthimmel aufwiesen, wie sie noch aus der Kolonialzeit stammen. Als wir diese Ruhestätte sahen, hätten wir uns am liebsten gleich hingelegt. Aber so schnell wurden wir unsern freundlichen Führer nicht los: Fletcher wollte uns unbedingt noch etwas bieten und uns erst nachher der versprochenen Ruhe überlassen. Er wollte mit uns und seiner Familie den Jahrmarkt im nächsten Städtchen besuchen, woraus wir schlossen, dass er einem dringenden Wunsch seiner Sprösslinge nachkam. Nun, wir durften keine Spielverderber sein!

Nachdem wir sämtliche Schiessbuden, Popcorn- und andern Automaten über uns hatten ergehen lassen, nachdem Fletchers unersättliche Kinder ihrem Vater sämtliches verfügbare Kleingeld abgenommen hatten und endlich im Hintergrund des Wagens eingeschlafen waren, da wurden auch wir endlich wieder im Hotel abgeliefert, und der Lift trug uns in unsere Gemächer im zweiten Stock. Es war nachgerade zehn Uhr geworden. Ein Bad, ein wohliges Strecken der müden Glieder in den ausgezeichneten Pfostenbetten — und schon fuhren wir beide wieder empor, noch nicht aus tiefem Schlummer, sondern aus allererstem Dösen. Unten im Haus war nämlich ein Höllenspektakel losgebrochen: Tanzmusik, Gläserklirren, Lachen und aufgeregteste Unterhaltung in wildem Gewirr drang bis zu uns herauf; Türen fielen geräuschvoll ins Schloss, Gesang ertönte . . .

«Martin, das halte ich nicht aus», gestand ich nach wenigen Minuten, während derer ich heroisch versucht hatte, den Lärm zu ignorieren. «Nun liegen wir da und ärgern uns. Wäre es nicht viel gescheiter, mit anzusehen, wie die Amerikaner Feste feiern? Ich ziehe mich wieder an. «Martin brummte zuerst, sah aber bald die Logik meines Vorschlags ein. An Schlaf war unter diesen Umständen ohnehin nicht zu denken! Bald darauf sassen wir im untern Stockwerk auf den Treppenstufen, um nicht aufzufallen, und stellten fest, dass der Hexensabbat ein Hochzeitsfest war. Wir beobachteten durch die weit offenen Türen die bildhübsche Braut im wallenden Schleier, den hochgewachsenen Bräutigam, die sechs Brautjungfern, rosa wie Bonbons. Sie bedienten sich samt den zahlreichen Gästen von einem unwahrscheinlich reichhaltigen Buffet, stiessen an, lachten, tanzten, und uns war, als wohnten wir einem Farbenfilm bei. Unser Aerger war verflogen. Amerikaner können sich wundervoll amüsieren und Feste aller Art unbeschwert geniessen!

Was aber nun kam, war «typisch amerikanisch» und so recht bezeichnend für die selbstverständliche Gastfreundschaft dieses Volkes. Der Braut musste durch irgendeine Quelle Mitteilung gemacht worden sein von der Gegenwart eines schweizerischen Ehepaares; denn auf einmal standen die jungen Hochzeiter vor uns — wir schnellten etwas verlegen von den Treppenstufen hoch — und fragten uns aufs liebenswürdigste: «Would you not like to join the party?» — «Wollen Sie nicht mit uns feiern?» Schon wurden wir mitten in den erleuchteten Saal gezogen; schon wurde uns in die linke Hand ein Glas, in die rechte ein Teller gedrückt. Der Vater der Braut, ein netter alter Herr,

klopfte Martin auf die Schulter, und von rechts und links ertönte es herzlich: «Hello!» In kürzester Zeit schwammen wir mit dem bunten Strom, der die beiden grossen Säle und die Eingangshalle füllte. Niemand nahm Anstoss daran, dass ich kein Abendkleid und Martin keinen Frack trug. Wir tanzten, lachten und feierten mit den andern. Wir begleiteten morgens drei Uhr das Brautpaar an das bereitstehende Auto, das mit weissen, flatternden Seidenbändern dekoriert war und warfen ihnen Reis und Konfetti nach.

Erst als es fünf Uhr schlug, standen wir wieder in unserm Zimmer, ein wenig aufgelöst, und taumelig, aber durchaus befriedigt.

«Du», sagte ich vor dem Einschlafen, «wie hiessen die Leute eigentlich?» «Weiss nicht», antwortete Martin gähnend, «es ist ja auch gleich. Es waren liebe Menschen; sie haben mich alle beim Vornamen genannt.» — Dass wir ebenso müde nach New York zurückfuhren, wie wir es tags zuvor verlassen hatten, nahmen wir mit Grazie in Kauf.

Adèle Baerlocher.

Der Immigrant von Vevey

«In jenen fernen Tagen lag ich im Kampf mit dem Hunger und der Furcht vor dem folgenden Tag, der unablässigen Furcht vor dem folgenden Tag. Kein Glück konnte mich jemals von dieser Furcht befreien. Ich bin wie ein Mensch, der von einem Geist heimgesucht wird, dem Geist der Armut, dem Geist der Entbehrung.»

Charlie Chaplin.

Die Nachricht vom Erwerb des Landhauses oberhalb Veveys durch den weltberühmten Filmdarsteller und Filmgestalter Charlie Chaplin ist geeignet, lässt es glaubhaft erscheinen, dass der vierundsechzigjährige Künstler sich endgültig in Europa niederlassen und auf die Rückkehr nach den Vereinigten Staaten verzichten werde. Damit wäre Chaplin der erste berühmte Immigrant des Westens. Das Wort hat einen harten Klang, vor allem für jene, die im nordamerikanischen Kontinent den klassischen Hort der unumschränkten menschlichen Freiheit erblicken. Aber das Wort ist am Platz, obschon Chaplin weder bei Nacht und Nebel den Boden der USA verlassen musste, noch mit Schimpf und Schande des Landes verwiesen wurde. Die in Amerika selbst sehr umstrittene Kommission zur Untersuchung antiamerikanischer Umtriebe will lediglich die Frage prüfen, ob dem Engländer Chaplin nach der einmal erfolgten Ausreise wieder ein Einreisevisum gewährt werden solle. Damit hat eine an Einflüssen reiche Gruppe immerhin zu verstehen gegeben, dass Chaplin, politisch gesehen, in den Vereinigten Staaten unerwünscht sei, und wer zu Vereinfachung neigt, wird entsetzt die Frage stellen: Ist denn Charlie Chaplin Kommunist? Die Plumpheit einer solchen Frage trifft genau den Ton gewisser amerikanischer Kreise, deren Säuberungsfanatismus zur Psychose wurde. Eine Entscheidung ist noch nicht gefallen. Optimistische Freunde Chaplins meinen, dass die Männer des republikanischen Regimes sich duldsamer erweisen und ihren grössten Filmkünstler mit Glanz und Gloria heimholen werden. Es fragt sich nur, ob der zweifellos — und mit Recht — gekränkte Chaplin auf eine Wiederherstellung seines Rufes Wert legen werde.

Denn man kann den Geist und das Werk eines Menschen wie Chaplin durch nichts tiefer demütigen, als durch den Verdacht einer uniformierten Gesinnung. Hat je einer im Film dem unterdrückten Individuum in so erschütternder Weise Gestalt und Schicksal verliehen, wie es Chaplin in allen seinen Filmen tat? Gewiss war und ist Chaplin auf dem Boden seines künstlerischen Schaffens ein Vorkämpfer der sozialen Idee, aber er hat es nicht nötig, sich als Marxist oder Stalinist zu erklären. Er ist vielleicht der erste praktische Sozialist, der seine Gesinnung nicht in schulmeisterlichen Leitsätzen zur Schau stellte. In der Zeit seiner grössten Erfolge waren seine Filme stumm; das lag an der Primitivität der damaligen Kinematographie, aber es will uns heute wie ein Symptom erscheinen, dass der kleine Charlot mit seinem Anliegen die Herzen der ganzen Menschheit erreichte, ohne den Mund aufzutun. Freilich waren die Missverständnisse zahlreich. Man nannte Chaplin einen Komiker und gestand damit einen katastrophalen Irrtum ein. Charlie Chaplin ist der grösste Tragöde des zwanzigsten Jahrhunderts. Er hat die menschliche Schadenfreude herausgefordert, um sie in ihrer ganzen Niedertracht zu entlarven; er hat über die hungrige Kreater das Gelächter der Satten entfesselt, um deren Sinnlosigkeit darzutun.

Man muss die Geschichte von Chaplins Herkunft und Werdegang kennen, die seinen gesamten künst-